

Dr. Goebbels bringt Danzig den Treuegruß des Reiches.

Danzig, 9. Mai. Mit einer ergreifenden Feierstunde auf dem alterwürdigen Langemart in Danzig hat der erste Tag des Besuchs des Reichsministers Dr. Goebbels anlässlich der Danziger Gaualtagung seinen Abschluss gefunden. Es war ein unvergessliches Bild für alle Teilnehmer dieser einzigartigen nächtlichen Kundgebung, als Reichsminister Dr. Goebbels, gefolgt von dem Führerkorps der Danziger NSDAP, nach einem Kameradschaftsabend mit den Kunstschaffenden Danzigs aus der Halle des historischen Artushofes hinaustrat, um von Danzigs braunen Soldaten zur mitternächtlichen Stunde den SA-Ruf zu hören.

Die Begeisterung der Tausende, die diesen, in seiner architektonischen Geschlossenheit einzigartigen Platz, füllten und aus allen Fenstern der hochgiebligen Häuser grüßten, lang dem Reichsminister entgegen. Blutrot leuchteten von den ehrwürdigen Giebeln die Fahnen des Dritten Reiches. Danzigs SA marschierte auf: Der SA-Ruf erklang. Er klang mit dem Deutschland- und Horst-Wessel-Lied aus.

Unverwundet nahm dann der Reichsminister Dr. Goebbels unter dem Jubel der Bevölkerung das Wort zu einer kurzen Ansprache.

Er sprach von dem deutschen Danzig, das ebenso deutsch bleiben werde, und wies darauf hin, daß Deutschland in einer Zeit schwerster europäischer und Weltkrisen den Weg des Aufstiegs beschritten habe.

So wie wir heute wieder mit Stolz Bürger eines neuen einigen, von seiner Wehr beschützten Reiches nennen dürfen, so dürft Ihr euch wieder mit Stolz vor aller Welt zum deutschen Namen bekennen. Und diese Welt soll wissen, so sagte der Minister, umbraut von den Jubelrufen der Danziger Bevölkerung, „daß der deutsche Gedanke nicht da zu Ende geht, wo die Grenzen des Reiches verlaufen, sondern daß er überall da zu Hause ist, wo Deutsche wohnen, leben und ihre Muttersprache sprechen.“

Und wieder jubelten die Tausende dem Minister zu, als er der Bevölkerung der 700jährigen deutschen Stadt als Vertreter des Führers, seines Reiches und seines Volkes Gruß entbot und das Bekenntnis ablegte: „So, wie Ihr nicht vom Deutschland zu lassen gewillt seid, so wird auch das Reich nicht von euch lassen! Dieses Reich wird heute nicht mehr von einer Vielzahl sich einander bekämpfender Parteien verzerren, sondern es spricht seinen Willen und seine Entschlossenheit in der Stimme eines Mannes aus, dessen Stimme des deutschen Volkes Stimme ist.“

Dr. Goebbels schloß mit dem Siegesruf auf das Reich, sein Volk und Adolf Hitler.

Aus den überwunden Herzen der Danziger Männer und Frauen brauste Dr. Goebbels der Dank und das Bekenntnis der Treue entgegen.

Der Kameradschaftsabend, der dieser nächtlichen Kundgebung vorausging, sah Reichsminister Dr. Goebbels als Schirmherrn der deutschen Kunst inmitten der Danziger Kunstschaffenden, der Schauspieler, der bildenden Künstler, der Männer der Presse und des Führerkorps der Partei.

Danziger Jugend umjubelt Dr. Goebbels.

Danzig, 9. Mai. Nach der erhebenden Kundgebung der Kunstschaffenden im Danziger Staatstheater fuhr Reichsminister Dr. Goebbels durch dichte Spalier begeisteter Massen zum Rathaus, wo Senatspräsident Greiser ein Essen zu Ehren des Reichsministers gab.

Präsident Greiser, gab in seiner Begrüßungsansprache seiner Freude Ausdruck, daß er zum ersten Male einen der engsten Mitarbeiter des Führers in diesem traditionsreichen Raum begrüßen könne.

Dr. Goebbels trat dann auf den Balkon des Rathauses hinaus; ihm bot sich ein einzigartiger Anblick. Von dem

Langen Markt bis weit in die von den prächtigen alten Giebelhäusern eingefasste Langgasse

brandete ein Meer jubelnder begeisterter Jugend.

Dampf dröhnten die Landsknechtstrommeln des Jungvolks. Unter einem Meer von Salatenkreuzjahren waren Danzigs HJ, Jungvolk und BDM aufmarschiert, um Dr. Goebbels als Vertreter des Führers und des Dritten Reiches zu begrüßen.

Nachdem Oberbannführer Göppert dem Minister die angetretenen Gliederungen gemeldet hatte, sprach Dr. Goebbels zur Danziger Jugend, um ihr — immer wieder von jubelnder Begeisterung unterbrochen — den Gruß des Führers und des Reiches und den Ausdruck unauflöslicher innerer Verbundenheit zwischen dem jungen Deutschland und Danzigs deutscher Jugend zu übermitteln.

„Wenn die nationalsozialistische Bewegung“, so betonte Dr. Goebbels eingangs, „eine große Tagung oder Kundgebung veranstaltet, dann darf dabei die Jugend nicht fehlen.“

Das Reich, das wir aufbauten, ist ein Reich der Kraft, der Ehre und des Wagemuts. Es verkörpert in sich die Tugenden, die von jeher die Tugenden einer aufrichtigen deutschen Jugend gewesen sind.

Wenn ich heute außerhalb der Grenzen des Reiches, aber vor deutschen Menschen, zu deutschen Jungen und Mädchen spreche, so glaube ich im Sinne eurer Millionen Kameraden zu reden, wenn ich euch ihren Gruß und ihre innere Verbundenheit vermittele.

Seit je ist die Jugend dazu berufen gewesen, Brücken zu schlagen. Sie muß ihrer Natur nach an die Zukunft glauben, denn sie will ja diese Zukunft noch erleben. Darum hat sie den lähmenden Pessimismus der Vergangenheit abgeschüttelt. Wir haben sie gelehrt, von jenem chronischen Minderwertigkeitskomplex zu lassen, der unser Volk bei der Niederlage im November 1918 befallen hatte. Wir wollen nicht Objekt der Weltpolitik werden, sondern wir wollen Subjekt sein. Wir wollen nicht mit uns Geschichte machen lassen, sondern selber wieder unsere Geschichte gestalten.

Goebbels kulturpolitische Rede.

Danzig, 9. Mai. Die Gaualtagung der Danziger NSDAP, erreichte am Sonntagmittag ihren Höhepunkt mit einer großen kulturpolitischen Rede von Reichsminister Dr. Goebbels. Er legte einleitend dar, daß Volk und Kunst Begriffe seien, die einander bedingen und nur miteinander existieren können. Nur auf dem Boden des Volkstums könne die Kunst gedeihen und je tiefer die Kultur ihre Wurzeln in den Boden dieses Volkstums verseife, desto weiter könne sie ihre Äste ausspannen. So wie die Kunst dem Volke entspringe, so müsse sie in Wirkung und Auswirkung auch immer wieder zum Volk zurückfinden. Das bedeute aber keineswegs ein Sinken zu geschmackloser Flachheit, zumal der Geschmack eines Volkes immer fester und stabiler sei als der seiner bestehenden und gebildeten Schichten. „Das Volk“, so betonte der Minister unter kühnem Beifall, „hat sich niemals von den Verirrungen der Nachkriegszeit anstecken lassen; es hat schweigend und ohne lauten Protest den Künstlern, die im „Art-pour-Art“ — Standpunkt umfamen, den Laufpaß gegeben.“

Der Minister kennzeichnete in diesem Zusammenhang die Aufgaben der Staatsführung, die nur dahin gehen könnten, — da sich die Kunst nicht kommandieren lasse — die Kunst in ein fruchtbringendes und organisches Verhältnis zum Volk selbst zu bringen. „Die Staatsführung kann und muß die Kunst vor Irrtümern und Krankheitserscheinungen bewahren, und das ist allerdings eine Aufgabe, die nur vom Staat und nicht vom Künstler gelöst werden kann. Genau so wie der Wirtschaft-

Die Toten vom Luftschiff „Hindenburg“.

Funkoffizier Speck seinen Verletzungen erliegen.

Berlin, 9. Mai. Nach den am Sonnabend der Danziger Zeppelinreederei vorliegenden Meldungen hat die Katastrophe des Luftschiffes „Hindenburg“ folgende Verunglückten gefordert: Von den Fahrgästen: Rudolf Dörs, Birger Brind, Hermann Döhrner, Doehner, Curtis Dolan, Edward Douglas, Fritz Erdmann, Moritz Freibuch, Jones Pannes, Emma Pannes, Otto Reichold.

Von der Besatzung: Wilhelm Bahnhöfer, Bernhard, Audi Blallas, Wilhelm Dimler, Franz Mann, Felix Flachus, Albert Goldberrie, Ernst Emilie Imhoff, Ludwig Knorr, Ernst A. Lehmann, Rooker, Richard Müller, Alois Reifacher, Willy Ernst Schlapp, Josef Schreitmüller, Max Schulze, Speck, Eric Spehl, Alfred Stöckle, Ludwig Zeller.

Ferner fand ein Angehöriger der amerikanischen Haltemannschaft in treuer Pflichterfüllung den Tod. Am Sonnabend ist im Medical Center Hospital in Kenhorst, wohin man ihn von Kateshurs aus übergeführt hatte, auch der Funkoffizier Wilhelm Speck an der „Hindenburg“ seinen Verletzungen erlegen. Trotz der größten Bemühungen der Ärzte war es nicht möglich, Specks Leben zu retten. Der Tod des Kapitäns Fruch gibt, wie neuerdings verlautet, noch zu Bedenken Anlaß, obwohl in seinem Befinden leicht: Verletzung eingetreten ist.

ler zwar Wirtschaft betreibt, aber nicht die Wirtschaft führt, ist auch der Künstler kunstbetreibend und nicht kunstbetreibend. Das wird immer eine Sache der Staatsführung sein, die von ihrer erhöhten Warte aus die Funktionen des vollen Lebens zu überwachen, planmäßig zu fördern und zielbewußt zu fördern hat.“ Es könne niemand behaupten, daß der Künstler unter dieser Führung und Förderung etwas nicht frei sei. „Wir greifen ja nicht in den inneren Kunstbetrieb ein und unterdrücken in keiner Weise die künstlerische Freiheit. Es sind auch noch niemals in Deutschland so viel Talente entdeckt worden wie heute, niemals ist soviel gebaut, gedichtet, komponiert und gemalt worden wie in den letzten vier Jahren, und niemals hat über dem Künstler eine so großzügige staatliche Organisation als warmherziger Förderer gewaltet wie heute, ein Förderer, der ständig auf der Suche nach Talenten und sich jeden Talentes annimmt, daß er nur finden kann. Allerdings hat der Staat die Willkür und die geistige Anarchie in Fesseln gelegt, die sich fälschlicher Weise als „Kunst“ auszugeben suchte, und er hat auch den Künstlern gegenüber das Gezei walten lassen, nach dem sich jeder in der Gemeinschaft einzufügen hat. Auch der Künstler muß in der Gemeinschaft aufgehen, um aus der Kraft der Gemeinschaft heraus wieder zur Gemeinschaft sprechen zu können.“

Eingehend besaßte sich der Minister mit der Frage, ob die Kunstkritik heute noch Daseinsberechtigung habe. Er erklärte, er sei zu der Überzeugung gekommen, daß es auf dem Gebiete der Kunst nicht etwas geben könne, was es auf anderen Gebieten auch nicht gebe. Kunstkritik in liberalistischem Sinne sei abzuschaffen. Die künstlerische Entwicklung aber werde dadurch nicht beeinträchtigt. „Wir wollen es nicht mehr dulden, daß große Genies von kleinen kritischen Eintagsfliegen peinigt und gemartert werden, daß künstlerische Genie sich frei entfalten können, und der Nationalsozialismus duldet es nicht, daß schöpferische Werke vor der Dummheit durch schlechte Kritiken in Mißkredit geraten.“

Wir haben an die Stelle der Kunstkritik die Kunstbetrachtung gesetzt. Das heißt aber nicht, daß es in Deutschland keine Kritik mehr gebe. In keinem Lande der Erde wird soviel soviel kritisiert wie in Deutschland. Nur geschieht das nicht vor der Öffentlichkeit. Die Kritik wird von Berufenen ausgeübt, die das Fach verstehen und das ist auch das einzige Mittel, das Nützliche vom Unnützlichem zu unterscheiden. „Das Volk“, so erklärte der Minister unter lang anhaltendem kühnem Beifall, „muß im Glauben, aber nicht in der Steppis erliegen werden!“



Ein Roman aus der Inflationszeit von Paula König (Nachdruck verboten.)

„Wo hört der Himmel auf, Mammi?“ — Marianne ist müde von all den Fragen, auch das kommt vor; sie sagt „nirgends“.

„Doch“, sagt Rainer. „Wo die Erde anfängt.“

Das ist klar, das ist gut, das ist wie eine Belohnung. Aber da sind andere Fragen, die nicht so leicht zu lösen sind. Rainer beschäftigt sich viel mit Gott, und er ist für ihn etwas absojektiv Körperliches. Soll man ihm diese Art der Vorstellung lassen? Wird sie damit nicht für immer besiegelt? Oder aber, ebenso schlimm, wird er nicht später, wenn er erwacht, daß man ihm „Märchen aufbaud“, mit der Folgerichtigkeit seines Denkens einfach sagen, daß alles ein Märchen war? Wenn es nichts ist mit den Göttern, warum soll es dann etwas sein mit dem Gott?

Wenn im Elternhause ein Kind verweist, sei es zum Vergnügen oder, in den späteren Jahren, um wieder in die Universitätsstadt zu fahren, dann wurde der Reisepan gelesen.

„Der Herr segne dich und behüte dich, daß dich des Tages die Sonne nicht steche noch der Mond des Nachts!“ Das war schön. Die Mutter weinte dabei und auch der Vater schneuzte sich geräuschvoll aus, wenn er die alte Bibel mit der schweren Schnalle geschlossen hatte. Das hätte man nicht missen mögen.

Marianne erinnert sich auch an eine andere Andacht. Sie war als fünfzehnjährige bei Verwandten gewesen, im Pfarrhaus auf dem Lande. Dort spielte der Onkel Pastor des Morgens auf dem Harmonium, und alle sangen dazu. Darauf hatte der Pastor einige wenige Worte gesprochen, frei aus sich heraus, für den Tag passend, und danach waren alle an ihren Stühlen niedergekniet und hatten das Vaterunser gesprochen, haben, acht Menschen zusammen. Marianne hätte sich leicht vor dieser Andacht „drücken“ können, keiner würde es ihr verargen haben, wenn sie einfach die Zeit verschlafen und ein wenig später gekommen wäre, aber Marianne hatte nie die Zeit verschlafen, obwohl es Ferien gewesen waren.

Und doch kann sie selber nicht mehr beten. Kann nicht glauben, daß das große Weltgeschehen, in dem sie ein Staub, ein Nichts ist, sich von ihren kleinen Nöten und Sorgen, ihren Witten und Wünschen beeinflussen

läßt. Das hieße Gott und seine Welt allzu gering machen, deucht es Marianne. Die klein und jämmerlich würde wohl alles sein, wenn es nach den Wünschen der Menschen ginge! Aber es war ein harter Weg gewesen bis zu dieser Erkenntnis. Hatte sie im Krieg nicht jeden Morgen, jeden Abend zu Gott geschickt, daß der einzige, heiligste Bruder ihnen erhalten bleiben möchte? Was konnte es für einen Sinn haben, daß er doch von ihnen genommen wurde, fort, unerbittlich fort, er, der Beste von ihnen?

Ach, könnte man es verstehen mit seinem kleinen Menschenvorstand, könnte man Einsicht haben in dies Dichten über uns, das man Schicksal nennt oder Gott oder Naturgesetz, so wäre es wohl nicht wert, gelebt zu werden, dies allzu kleine Leben.

Marianne wollte aber doch dem Kinde ein Gefühl für das „Göttliche“, die gotthafte Kraft geben, wollte eine Verbindung herstellen, dem Kind ein Gefühl vermitteln, das es später selber ausbauen, vertiefen konnte, je nach der Seite, wie seine Seele sich entfalten würde — oder sein Verstand. Sie will ihm nichts verschließen; sie will ihm offene Wege zeigen.

Sie unterliegt der Versuchung, es dem Kind leicht zu machen, sie faltet seine Hände und läßt es sagen: „Ich bin klein. Mein Herz mach rein!“

Der kleine Rainer hat es andächtig mit angehört und nachgesprochen. Dann sagt die beste, unschuldige Kinderstimme: „Mammi, ist mein Herz schmutzig?“

Da nimmt Marianne den Kopf ihres Jungen und drückt ihn fest an sich. Und Rainer „braucht“ nicht mehr zu beten. Er hat das Göttliche in sich, denkt Marianne. Es wird schon sprechen, wenn es seine Zeit ist, wird vielleicht lauter sprechen so, wenn es aus sich spricht, ohne Formel, ohne daß eine „Gewohnheit“ das Beste zerstört hat. Dann wird es sprechen, wenn ein Gegenstand dasteht wird. Ach gibt es keinen Gegenstand für ihn in dieser Welt, in der alles flücht und schön ist.

Ja, nicht und schön ist diese Welt — und neu, so herrlich neu. Da wird jeder Tag von den unternehmungslustigen kleinen Menschen angepaßt, als ob eine neue Entdeckungserreise losginge; es ist eine aufregende Sache um diese täglichen Entdeckungen.

Da ist zum Beispiel die Entdeckung des Hafens. Man geht am Kanal entlang, man geht eine gute Weile, und dann wird der Kanal plötzlich breit, und die große Brücke steht aus, als ob sie ihn an jener Stelle gerade eben noch

mühsam zusammenhalte. Gleich danach springt er auf einen Hafen. Es ist zwar nur ein kleiner Binnenhafen, aber er gibt sich große Mühe, zu tun wie ein richtiger, aber einlicher Hafen, der etwas auf sich hält. Da liegen viele breite, gewichtige Rähne, da kommen die flinken, eifrig tündenden Schleppler und bringen immer neue heran. fährt eine Motorbootfähre von einem Ufer zum anderen, und in der Mitte des Hafens gibt es oft ein heilloser Durcheinander, wenn die großen Rähne wenden und den ganzen Verkehr verstopfen. Mannde von den Rähnen schon leer und ragen hoch aus dem Wasser, aber die meisten sind voll und liegen so tief im Wasser, daß man nur wünschen kann, es lämen keine Wellen. Sie wären sonst gleich über Deck gehen. Und so sind die Rähne, diese Hauptpersonen des Hafens. Gleich vornean ist ein kleiner, sehr schöner Kran, der Rainers Entzücken ist. Wenn er sich über einen der Rähne senkt und sein breites gefächertes Maul darin recht voll nimmt, wenn er dann satt wieder von dannen zieht, indem er sich verachtungsvoll abwendet, wie es die Art der Satten ist, und wenn er dann ein wenig weiter die ganze Ladung wieder ausspuckt, so um seine Verachtung für den alten Eisenbahnmooshaufen auch so zur Genüge zu beweisen, so ist das jedesmal ein richtig aufregende und spannende Angelegenheit. Wenn denlang könnte Rainer da zusehen! Dann tut er es, dann pfeift es, Maschinen tuckern, Dampf jstcht aus einem Ventil, alles ist voller Eifer und Tätigkeit.

Wenn sie den Kanal nach der anderen Richtung hin untergehen, fangen bald die schönen Ballanlagen an, mit herrlichen alten Bäumen und ausgedehnten Rasenflächen mit Bergaus und Bergab. Bei längeren Wegen ist Rainer im Klappwagen, und wenn es bergaus geht, hilft Rainer mit. Er schiebt tüchtig, mit rotem Kopf, damit die Mutter merkt, daß sie einen großen Jungen hat, damit Marianne sagt: „Eine Wassermaus und Kröte ging eines Abends spöte einen heißen Berg hinauf.“ Das wollen sie immer wieder hören. Es ist zu schön. Und Rainer sagt:

„Warum gehen die Kröte und die Wassermaus den heißen Berg hinauf?“

Marianne lacht. „Es ist Quatsch, schöner Quatsch! Und sie denkt, daß sogar der Herr von Goethe meinte, daß Quatsch „schön“ sein kann.“

(Fortsetzung folgt)

